



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Blick auf die Kriegsfrage : nach Mittheilungen eines höhern
preußischen Offiziers.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ein Blick auf die Kriegsfrage.

Nach Mittheilungen eines höhern preussischen Offiziers.

Von Woche zu Woche steigert sich die Wahrscheinlichkeit, daß die schleswig-holsteinische Frage trotz aller für eine friedliche Lösung aufgewandten Mühe zum Kriege zwischen Deutschland und Dänemark führen wird, und sogar vor der Gefahr eines großen europäischen Krieges sind wir nicht völlig sicher. Im Folgenden betrachten wir in der Kürze nur die erstere Wahrscheinlichkeit, und da sei denn von vornherein ungescheut ausgesprochen, daß wir es begreifen, wenn heutige Staatenlenker vor jedem Kriege Bedenken tragen, der nicht absolut nothwendig ist, und daß andrerseits auch das Volk Ursache hat, sich zweimal zu überlegen, welche Folgen ein großer Krieg für seine Entwicklung haben kann. Der Soldat allerdings hat nicht darnach zu fragen und fragt nicht darnach, wieviel Jammer und Glend, wieviel Verwilderung und Zerstörung ein Feldzug im Gefolge hat, er sieht nur die glänzende Maske, welche das Uebel trägt. Um so entschiedener hat der verständige Staatsmann die Pflicht, die Schattenseiten der Sache in Rechnung zu bringen, und ebenso liegt dem Volke die Pflicht ob, sich, abgesehen von den Verlusten an Gut und Blut, die ihm drohen, zu erinnern, daß Kriege in der Regel die Freiheit im Innern nicht fördern, daß sie die dazu nöthigen Kräfte zu erschöpfen, die der Gegenpartei zu stärken pflegen.

Auf jeden Fall wird die Besonnenheit gebieten, sich zu überrechnen, ob der zu erreichende Gewinn zu den zu bringenden Opfern im richtigen Verhältniß steht, eine Rechnung, bei der, wenn es sich nur um äußere Güter, um Handelsvortheile, um einige Machtvermehrung, um dynastische Interessen u. d. handelt, die Entscheidung immer gegen den Krieg ausfallen sollte, wogegen diese Rechnung, wenn es um hohe sittliche Güter oder gar um die höchsten Güter des Staats, um Ehre, Recht und Freiheit zu kämpfen gilt, ohne Besinnen dahin entschieden werden muß, daß das Schwert zu ziehen ist.

Dies auf die schleswig-holsteinische Frage angewandt, ist sofort klar, daß die äußern Vortheile hier nicht der Art sind, daß es lohnte, die Opfer zu bringen, welche ein Krieg mit Dänemark kosten würde, geschweige denn die

unermesslichen eines großen europäischen Krieges, und so würden wir das Zögern Preußens für durchaus gerechtfertigt ansehen, wenn es sich nur um diese Vortheile handelte. Wie erwünscht es auch wäre, das wohlhabende Schleswig-Holstein mit seiner Million Einwohner, mit seinen trefflichen Häfen und seiner Seemannsbefölkerung ganz mit Deutschland zu verbinden, so wäre dies an sich doch kein ausreichender Grund, sich deshalb die unmittelbaren Lasten und die indirecten Folgen eines großen Krieges aufzubürden. Es handelt sich aber um weit Höheres, von dem man freilich in gewissen Sphären Berlins bis jetzt nichts wissen zu wollen schien: es handelt sich darum, daß Preußen sich mit der Eroberung Schleswig-Holsteins für Deutschland das in Deutschland verlorene Terrain reichlich wieder erobern würde, und es handelt sich um die preußische Ehre, welche keinen Makel dulden darf, wenn der Staat nicht an Macht und Zukunft einbüßen soll. Preußen darf nicht Gewehr beim Fuß zuschauen, wenn ein Theil des deutschen Volkes gegen sein gutes Recht von Fremden vergewaltigt wird. Das gute Recht der Herzogthümer aber verlangt zunächst, daß sie ungetheilt unter eigener Regierung und mit eigener Vertretung leben und zusammenbleiben. Daran darf nicht gemäkelt, dies muß ihnen unter allen Umständen erkämpft und durch entsprechende Institutionen: vereinte Ständeversammlung, eignes Heer, nur eingeborne Beamte, eignes Budget, eignes Zollsystem u. s. w. gesichert werden. Von einem Gesamtstaat darf fernerhin nicht mehr die Rede sein.

Und ebenso unbestreitbar ist die Erbfolge des Herzogs Friedrich ein gutes Landesrecht, welches zur Geltung zu bringen ist. Zwar könnte man dagegen anführen, daß es weniger darauf ankomme, wer an der Spitze des Ganzen stehe, als daß ein Land seine Autonomie habe. Und so würde uns ein Zaudern vor dem letzten Entschlusse keinen Tadel zu verdienen scheinen, wenn die Frage sich etwa so stellte: die vereinigten Herzogthümer in ganz derselben Stellung zu Dänemark, wie Norwegen zu Schweden, Rendsburg zur Bundesfestung erklärt, Kiel zum Bundeshafen umgeschaffen und kein Krieg, wenigstens kein großer, oder andererseits Einsetzung des Herzogs Friedrich in die Regierung Schleswig-Holsteins und jedenfalls ein deutsch-dänischer, vielleicht ein europäischer Krieg?

Allein so stellt sich die Frage nicht. Die Dänen würden auf eine verfassungsmäßige Trennung der Herzogthümer so wenig ohne Zwang eingehen, wie auf eine Trennung durch eine andere Dynastie in Schleswig-Holstein. Sodann aber hat auch hier die Ehre Preußens den Ausschlag zu geben, die Ehre, welche durch die Anerkennung des ganzen schleswig-holsteinischen Programms von Seiten Friedrich Wilhelms des Vierten verpfändet und in Olmütz auf eine Weise, die noch jetzt jedes preußische Herz brennen macht, sich zu verhüllen genöthigt worden ist.

Eine fernere Möglichkeit, den Krieg zu vermeiden, wäre vielleicht, wenn

man sich mit einem Tausche begnüge, der Nordschleswig bis zur Sprachgrenze, d. h. bis etwa zu der Linie zwischen Flensburg und Tondern, den Dänen gegen Lauenburg überließe und dieses letztere Herzogthum mit Holstein und Südschleswig dem Herzog Friedrich zutheile. Mancherlei spricht für diese schon einmal in Vorschlag gebrachte Lösung, und es ist wahrscheinlich, daß das dänische Volk, vor die Alternative gestellt, zwischen ihr und einer bloßen Personalunion mit den Schleswig-Holsteinern zu wählen, sich für diesen Weg entscheiden würde. Allein auch dieses Auskunftsmittel ist vorläufig von der Hand zu weisen. Erst muß dem Rechte Genüge geschehen, ehe die Billigkeit das Wort erhalten kann. Das Recht spricht dem Herzog Friedrich ganz Schleswig-Holstein „ungedeckt“ zu, und so muß zunächst ganz Schleswig in seine Gewalt gebracht werden, und dann erst, wenn das nordschleswigsche Volk sich für Verbleiben bei Dänemark erklärte, wäre die Billigkeit am Orte. Wie eine solche Willenskundgebung hervorzurufen wäre, und welches Resultat sie haben würde, ist hier nicht zu untersuchen. Es genüge, anzudeuten, daß, wie starke Wurzeln das Dänenthum auch in den letzten Jahren in Nordschleswig geschlagen haben mag, die materiellen Interessen dort das Volk auf den Süden hinweisen, und daß unter Landleuten, aus denen dieses Volk zu mehr als neun Zehnthellen besteht, die materiellen Interessen den Ausschlag zu geben pflegen.

Daß Preußen mit Oestreich einen andern Weg als den hier angedeuteten zu gehen gewillt scheint, ist den Lesern bekannt. Ob es diesen unrichtigen Weg wirklich einschlagen wird, ob es ihn lange fortgehen kann, wird abzuwarten sein. Sicher scheint bei der Gesinnung des dänischen Volkes, daß es sich gegen Wiedereinführung des Absolutismus zur Wehre setzen wird.

Sehen wir uns nun aber den Krieg, zu dem es unter diesen Voraussetzungen so oder so aller Wahrscheinlichkeit nach kommen wird, näher an, so ist vor allem zu rathen, sich von Hause aus die Aufgabe nicht zu leicht zu denken. Der Feind hat reichlich Zeit gehabt, sich in seiner an sich schon starken Stellung in der Landesmitte aufs Beste vorzubereiten. Er hat das sehr günstige Terrain fortificatorisch so gestärkt, daß ein gewaltsamer Angriff in der Front auch der größten Uebermacht kaum zu rathen ist, und eine Umgehung hat im Terrain auch ihre besonderen Schwierigkeiten. Letztere ist nur möglich, wenn entweder östlich die Schlei an einem Punkte forcirt wird, so daß man dann der Stellung am Dannewerk in den Rücken kommen kann, oder wenn man unterhalb Friedrichsstadt über die freilich durch die starke Fluth schwierige Eider geht, jene kleine Festung von der Westseite her, wo es der Bodengestaltung wegen allein möglich ist, angreift und nimmt, die Treeneüberschwemmung dadurch in seine Gewalt bringt, und dann von Westen her des Feindes Centralstellung umgeht. Das erste Mittel zum Gelingen im Kriege, die Uebermacht, hat man nach Belieben in seiner Hand; aber man bediene sich

seiner rasch und wohl vorbereitet nach der guten Regel, welche sagt: man ist nie zu stark. Eben dieser Uebermacht halber, welche, wie bekannt, auch auf negativem Wege darin zu finden ist, daß man des Gegners Stärke schwächt, benutze man die günstige Jahreszeit, den Winter, der, wenn er stark eintritt wie jetzt, den besten Theil der defensiven Kraft des Feindes, das Wasser, lahm legt. Bei 12° Kälte frieren die Schlei und die Eider, bei 18° der kleine Belt. Also ein Winterfeldzug mit numerischer Uebermacht läßt die Aufgabe sehr leicht erscheinen. In einer andern Jahreszeit würde sie viel Blut und Zeit kosten, man wäre dann darauf angewiesen, gegen die Stellung des Dammwerks eine quasi Belagerung zu eröffnen, welche freilich geeignet wäre, sehr interessante Probleme, wie sie heute durch die großen Erfindungen im Gebiete aller Schußwaffen noch ungelöst vorliegen, zum Austrag zu bringen.

Für die preußische Armee aber wäre überhaupt nichts so wichtig, als eine Gelegenheit zu finden, das so kühn allgemein eingeführte Zündnadelgewehr die Probe des Ernstes bestehen zu lassen. Bestände es sie, wie alle Aussicht dazu vorhanden, so wäre damit der Armee eine Ueberlegenheit gesichert, die gar nicht hoch genug anzuschlagen ist. Ist diese Ueberlegenheit aber möglich, so liegt sie allein in dem System des Ladens von hinten und in der Gefechtsweise, welche dadurch möglich wird, also darin, daß der Soldat nicht nur im Liegen schießen, sondern auch laden kann, in einer Stellung, welche ihn nur wenig dem Feuer des Gegners aussetzt, während dieser sich ihm wenigstens während des Ladens ganz Preis geben muß.

Freilich müßte dann auch die ganze Dressur und alle Übung darauf berechnet sein, diesen ungeheuren Vortheil recht ausbeuten zu können. Die Infanterie müßte lernen à la Turco in einer Art Kriech-Taktik zu fechten. Zunächst würde dann die dreigliedrige Stellung fallen, die in der preußischen Armee gerade wunderbarerweise allein noch festgehalten wird, obschon man hier am ersten Grund hätte, sie abzuthun. Demnächst müßte der Anzug nur auf diese Gefechtsart berechnet sein, weite Kleider, ein kleiner Fallkragen, ein leichtes Käppi; eine Bajonnettscheide daneben, ein großes Messer, und jeder vierte Mann ein Beil, das wäre die Ausrüstung der Infanterie für solche Gefechtsweise. Wir fragen: könnte sich irgend eine Verschanzung halten, wenn sie unter das Feuer einer solchen auf der Erde oder in leicht aufzuwerfenden Gräben liegenden Infanterie gebracht würde? Oder wäre sie zu halten gegen eine sie concentrisch angreifende moderne Artillerie, welche mit der Sicherheit einer Büchse auf 1500 Schritte schießt?

Ferner ist künftig nicht die reine Ebene das günstigste Terrain für die Vertheidigung, weil sie der jezigen furchtbaren Feuerwaffe den freiesten Spielraum, die sicherste Wirkung gewährt. Das sind lauter Fragen, denen sich noch viele anschließen ließen, welche der Beantwortung des Ernstes der Erfahrung

noch entbehren, und die hier zum Austrage gebracht werden könnten. Man kann sich sehr leicht denken, daß jede Schanze einem solchen Feuer gegenüber in kurzer Zeit entwaffnet dasteht und dann ohne große Opfer bald genommen werden kann, wenn sie nicht etwa eine gedeckte Grabenvertheidigung hat.

Hat man aber den günstigen Zeitpunkt eines harten Winters versäumt und hat man sich entschließen müssen, vor dem Dannewerk eine Art Belagerungskrieg zu eröffnen, der die Hauptkräfte des Feindes da festhält, so wird man, wie bemerkt, die überschießenden Kräfte der großen Uebermacht dazu benutzen müssen, auf einem der angedeuteten Wege der Stellung in den Rücken zu kommen. Die nöthige Uebermacht ist aber um so leichter zu schaffen, als sie vorzugsweise in der Infanterie gesucht werden muß. Die theure Cavallerie, deren Gebrauch vor der verbesserten Schußwaffe noch mehr zurückzutreten scheint als früher vor der Massstellung der Infanterie, wird nur in sehr geringer Zahl nöthig sein (etwa dreißig Eskadrons) und selbst der Gebrauch der Artillerie ist für das Gefecht im Felde durch das Terrain sehr beschränkt. Möchten wir nur bald den Ernst vor uns erblicken, um die große Frage, welche die ganze europäische Welt jetzt in unruhige Bewegung setzt, einer endgiltigen und befriedigenden Entscheidung entgegengeführt zu sehen. Wir wollen hier nicht hohe Conjecturalpolitik treiben, aber uns scheint die Besorgniß, daß sich aus dem in dieser Sache so berechtigten Vorgehen Deutschlands mit Sicherheit ein großer Krieg entwickeln müßte, selbst von denen nur fingirt, welche damit ihre in ganz andern Besorgnissen wurzelnde Zurückhaltung zu rechtfertigen suchen. Wir zweifeln aber sehr, daß es irgendwie staatsmännisch ist, aus bloßem Haß gegen die sogenannte Demokratie auch den gerechtesten und heiftesten Wünschen des ganzen Volkes (die bekannte Partei ausgenommen) auch hier entgegenzutreten. Uns scheint vielmehr nur das staatsmännisch zu sein, daß man den gerechten und billigen Wünschen der Völker entgegen, ja zuvorzukommen strebt, weil nur in solchem Verfahren die Kraft liegt, unbilligen und gewaltsam auftretenden Begehren mit Erfolg die Spitze zu bieten. Einer Art von Politikern aber fehlt zuletzt am Tage der Entscheidung mit dem schlechten Gewissen der Muth, wie wir Preußen es denn erlebt und das schmerzliche Andenken davon wohl bewahrt haben. England kann nichts Entscheidendes gegen Deutschland thun, es schlüge sich ins eigne Angesicht, und Napoleon kann die Basis, auf welche er sich gestellt, die Selbstbestimmung der Völker, nicht so völlig verlassen, daß er im geraden Widerspruch mit ihr einen Krieg ansinge, der überdies leicht für ihn auch der Anfang des Endes sein könnte. Es ist also eine neue Gelegenheit für Preußen, sich an die Spitze der Dinge zu stellen. Wird es fortfahren, sie zu versäumen?

Die Redaction fügt diesen Bemerkungen, die sie dahin vervollständigen muß, daß Preußen nicht bloß seiner Ehre, sondern auch seiner Pflicht gehorchen würde, wenn es sich in dieser deutschen Sache der Entscheidung des Bun-

des unterwürfe, einige Notizen über die dänische Armee hinzu, die in diese Betrachtung zu gehören scheinen.

Das dänische Heer hat zu seiner Basis die allgemeine Wehrpflicht. Doch wird nur ein Theil der betreffenden jungen Mannschaft zu sofortigem Eintritt in den Kriegsdienst ausgehoben, die übrigen, durch das Loos bis auf Weiteres befreit, werden ohne Ausbildung zurückgestellt. Die Wehrpflicht verlangt zehn Jahre Dienst im Operationsheere, dann tritt der Mann für weitere sechs Jahre in die sogenannte „Verstärkung“, d. h. in die Kriegsreserve. Die Dienstpräsenz beträgt sechzehn Monate für den gewöhnlichen Soldaten, siebenundzwanzig Monate für die Garde, die dafür von der Reservspflicht befreit ist.

Auf dem Friedensfuß zählt die Armee an Infanterie: 1 Gardebataillon und 22 Linienbataillone, an Cavallerie: 25 Schwadronen (Dragoner und Husaren), an Artillerie: 12 Batterien in 3 Regimentern, wozu noch eine Pontonier- und 3 Geniecompagnien kommen. Das Ganze ist in drei Territorialcommandos eingetheilt.

Auf dem vollen Kriegsfuß besteht das Operationsheer aus folgenden Bestandtheilen: Infanterie: 1 Bataillon Garde und 44 Bataillone Linie à 800 Mann; Cavallerie: 26 Schwadronen à 169 Pferde und eine Ordonnanzescadron von 60 Pferden; Artillerie: 15 Feldbatterien à 8 Geschütze (6 Kanonen und 2 Granatkanonen; gezogene Geschütze sind nicht hinreichend vorhanden) und 210 Mann; Pontoniere: 1 Compagnie von 130 Mann, Genietruppen: 6 Compagnien, die ein Bataillon bilden und zusammen 800 Mann zählen. Das sind im Ganzen 48,134 Mann mit 120 Feldkanonen, oder mit Einschluß der Stäbe, des Trains u. s. w. in runder Summe 50,000 Mann. Hierbei ist eine Dienstzeit von acht Jahren zu Grunde gelegt. Werden noch die Dienstpflichtigen des neunten und zehnten Jahrgangs herbeigezogen, so können die Bataillone von 800 auf 1000 Mann gebracht werden, wodurch die Stärke der Armee auf ungefähr 60,000 Mann steigt. Endlich stehen dahinter noch für Fälle außergewöhnlicher Kraftanstrengung die sechs Jahrgänge der „Verstärkung“ und die Freigelosten, so daß noch circa 35,000 Mann aufgestellt werden können, welche man zu Festungsbesatzungen verwenden kann.

Jene 50 bis 60,000 Soldaten repräsentiren ungefähr drei Procent der Bevölkerung. Die Stärke der Cavallerie beträgt ein Neuntel der Infanteriemasse, was bei dem coupirten Terrain des Landes ausreicht. Die Artillerie zählt $2\frac{1}{2}$ Feldgeschütze auf 1000 Mann Infanterie. Das mobilisirte Heer ist taktisch in vier Armeedivisionen gegliedert: drei Liniendivisionen und eine Reservedivision. Von jenen zerfällt jede in drei Brigaden zu vier bis fünf Bataillonen und einer Batterie, ferner in ein Cavallerieregiment und eine Geniecompagnie. Die Reservedivision besteht aus 14 Schwadronen, 5 bis 6 Batterien und dem Rest der noch nicht eingetheilten Infanterie.

Diese für ein Land, welches nicht viel mehr Einwohner als das Königreich Sachsen hat, auffallend starke Armee ist aber nur bei oberflächlicher Betrachtung so bedeutend, als sie ihrer Zahl nach zu sein scheint. Jene sehr respectable Stärke des dänischen Heeres ist nur dadurch erreicht, daß die Infanterie eine beträchtliche Entwicklung in ihrer Organisation zuläßt, d. h. indem jedes der Friedensbataillone für den Krieg zwei Kriegsbataillone bildet, für welchen Zweck es zum gewöhnlichen Dienste mit 2 Stabsoffizieren, 29 Subalternoffizieren und 54 Unteroffizieren versehen ist. Diese Zahlen von Führern reichen allerdings nicht zur vollständigen Besetzung der Befehlshaberstellen in zwei Bataillonen aus, aber nach dieser Einrichtung sind für dieselben wenigstens die höhern Führer mit Einschluß der Hauptleute vorhanden, und die noch fehlenden Lieutenants werden aus dem Institute der Reserveoffiziere entnommen, welches aus jungen Leuten besteht, die einen Cursus von acht Monaten an der kopenhagener Kriegsschule durchgemacht haben und im Kriegsfall aus dem Privatleben sofort in das Offizierscorps eintreten. Die dann noch mangelnden Unteroffiziere entnimmt man den ansehnlichsten Gemeinen und übt sie sorgfältiger als die Uebrigen.

Die Cavallerie mobilisirt sich nur durch Einberufung von Beurlaubten, wobei indeß die Zahl der taktischen Körper nicht vermehrt wird. Die Artillerie dagegen verstärkt sich bei einem drohenden Kriege von 12 auf 15 Batterien, das Geniecorps von 3 auf 6 Compagnien.

Das dänische Wehrsystem ist sonach ein Cadresystem oder richtiger ein Milizsystem mit festen Rahmen. Die Tüchtigkeit und der innere Zusammenhang der Armee ruht lediglich in der Tüchtigkeit dieser Rahmen und der verhältnißmäßig wenig zahlreichen Führer; denn es leidet keinen Zweifel, daß die geringe Friedensdienstzeit der großen Mehrzahl des Heeres und die Masse der bei einer Mobilisirung hinzukommenden Angeübten für den Anfang keine besonders schlagfertige Truppe liefern kann, zumal die Güten, welche ein Drittel der Armee zu stellen haben, zwar tapfer, aber wenig anständig und gewandt sind. Hierzu tritt ferner das Auseinanderreißen des gewohnten Verbandes in zwei Hälften kurz vor dem entscheidenden Moment, wo die Bataillone ins Feld zu rücken haben. Geschickte Befehlshaber können diese Nachtheile nur bis zu einem gewissen Grade ausgleichen. Die Hauptsache muß eine frühzeitige Mobilisirung thun, diese aber kostet viel Geld, zunächst direct, dann indirect, indem sie dem Lande Arbeitskräfte entzieht, und so bedürfen die Ereignisse einer sehr raschen Entwicklung nach dem entscheidenden Moment hin, wenn sich der Staat nicht vor der Zeit aufreiben soll.

Wir sehen also, daß sich bei diesem System im Grunde zwei Forderungen gegenüberstehen, die einander ausschließen. Die geringe Uebung der Milizen, aus denen die dänische Armee besteht, verlangt Aufschiebung des Tages, wo

sie ins Feuer gehen müssen. Die zu der Einwohnerzahl und den finanziellen Kräften des Landes nicht im rechten Verhältniß stehende Stärke der Armee andererseits dagegen treibt an, diesen Tag möglichst zu beschleunigen. Erleidet die schnell einberufene, noch nicht durchgehends ausgebildete, aus Geübten und nur Halbgeübten bestehende Armee gleich anfangs einige schwere Niederlagen, so wird sie ohne Zweifel rasch allen moralischen Halt verlieren und vom Kriegsschauplatz verschwinden, und so wäre auch nach dieser Betrachtung, wenn man deutscherseits den Krieg ernstlich wollte, ein sofortiges Vorgehen zu rathen. Das dänische Wehrsystem ist, alles Gesagte zusammengefaßt, ein auf die Gunst der ersten Umstände basirtes. Der eingetretene harte Winter gewährt diese Gunst nicht, die Schlei und die Eider sind jetzt keine Gräben, sondern Brücken, die Verschanzungen am Dannewerk leicht zu umgehen, Friedrichstadt ohne Wasser zu keinem langen Widerstand fähig, die Flotte, sonst sehr nützlich zu Flankendemonstrationen, lahm gelegt durch das Eis der Buchten. Eine einzige Schlacht, wenn sie von den dänischen Generalen überhaupt gewagt wird, kann der Armee König Christians ein Ende machen.

Die streitigen Ortschaften in Schleswig-Holstein.

In den Zeitungen figuriren jetzt ziemlich häufig die „sechs holsteinischen Dörfer“ jenseits der Eider, welche von den Bundestruppen ebenfalls besetzt werden sollten, aber bis heute noch in den Händen der Dänen sind, und nach der Art, wie von ihnen gesprochen wird, kann es scheinen, als wären nur sie und das rendsburger Kronwerk, Objecte, welche für Holstein zu reclamiren sind. Dem ist jedoch nicht so. Wie an der Nordgrenze und im Westen Schleswigs eine beträchtliche Anzahl von Orten und Gebieten sind, welche staatsrechtlich nicht, wie die Dänen behaupten, zu Jütland, sondern zum Herzogthum Schleswig gehören*), so ist auch die Südgrenze des letzteren in staatsrechtlicher Be-

*) Unter Andern zählen hierher der südliche Theil der Stadt Kolding, ein Stück des Kirchspiels Seeß und die ehemaligen Birkdistricte Lustrup und Niberhuus, sofern sie aus Grundstücken bestehen, welche zur Grafschaft Schackenburg, zum ehemaligen Vorwerk des Schlosses Niberhuus, zum ehemaligen königlichen Neutergut, zum ehemaligen Domcapitel, zur Schule und zum Hospital in Ripen gehören.